

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 17

Rubrik: Das Narrenschiff

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus dem Logbuch
eines driftenden Zeitgenossen

Osterfahrt nach Kiribati

Das Narrenschiff besitzt die wunderbare Fähigkeit, genau dem Kurs zu folgen, den die führenden Gruppen unserer Gesellschaft jeweils einschlagen. Davon halten wir sehr viel, denn es gehört bekanntlich zu den unveräußerlichen Vorrechten der Narren, nicht das zu tun, was sie selbst für richtig halten, sondern stets das Benehmen anderer nachzuahmen.

Auf die Frage des Kapitäns, wo wir die heiligen Osterfesttage verbringen wollten, verlangten wir daher stürmisch, dem grossen Haufen zu folgen. Dieser wälzte sich in einem unabsehbaren Strom nach Süden.



Um den richtigen Anschluss an die österlichen Pilgermassen zu finden, war es allerdings nötig, das vertraute nasse Element zu verlassen. Dies mochte, wie wir befürchteten, mit etwelchen Unannehmlichkeiten für die übrigen Verkehrsteilnehmer verbunden sein. Zu unserer grossen Erleichterung stellten wir jedoch bald fest, dass Strassentransporte ausladender Schiffe sich in der Schweiz grösster Beliebtheit zu erfreuen scheinen. Es zirkulierten jedenfalls sehr viele solcher imposanter Lastzüge.

Auch hinter uns bildete sich im Nu eine endlos lange Autoschlange. Offenbar boten wir für die Lenker einen so unvergesslichen Anblick, dass sie freiwillig im

Schrittempo hinter uns her fuhren und immer wieder zu uns empor gestikulierten. Wir winkten selbstverständlich immer freundlich zurück und fühlten uns wie die Anführer einer majestätischen Prozession. Einige Automobilisten in unserem Gefolge gingen in ihrem frommen Eifer so weit, eigentliche Hupkonzerte zu veranstalten, was ihnen Gott vergelten möge.



Welche glühende Phantasie mag sich die Höllenfahrt ausgedacht haben, der wir nun zustrebten? Wir fuhren in ein riesiges, unheimliches Loch ein, das von zahllosen Lichtern fahl erleuchtet war. Auch die etlichen tausend Automobile hatten ihre Scheinwerfer entzündet, so dass es aussah, als tasteten sich in diesem Inferno Myriaden von Glühwürmern gegen den Ausgang des dunklen Tunnels.

Doch ein Ende war bei weitem nicht in Sicht. Dafür stellten sich bei uns Atemnot, Herzbeklemmung und rasende Kopfschmerzen ein. Denn aus den Motoren der nur noch zentimeterweise vorrückenden Wagen quollen unaufhaltsam Wolken giftiger Gase, die von den dumpf donnernden Ventilatoren über unseren Köpfen nur teilweise abgesaugt wurden. Mit jedem Atemzug, den wir mühsam taten, schöpften wir Blei und Kohlenoxyd in unsere armen Lungen. Einige von uns wollten bereits ihren Geist aufgeben, fasssten jedoch neuen Lebenswillen, als der kenntnisreiche Schiffsingenieur mitteilte, bei der jetzt eingeschalteten Ventilatoren-Stufe 2 würden stündlich 80 000 Franken verblasen. Der Gotthardtunnel verbrauchte pro Tag soviel Energie wie die Stadt Solothurn.

Als wir dies hörten, waren wir trotz elender Verfassung einigermassen beruhigt. Bei soviel Aufwand kann ja wohl nichts schiefgehen, und Unsere Gnädigen Herren, die dieses Milliardenloch graben liessen, werden wohl gewusst haben, was sie tun. Noch immer gehört es ja schliesslich zum gesicherten Glaubensgut der Eidgenossen, dass Gott einem Amtsinhaber auch Verstand verleiht. Wo kämen wir denn sonst hin?



Dank des unerforschlichen Ratschlusses dessen, der am Ostertag zu unserem Heil aus der Finsternis ans Licht emporstieg, und wohl auch durch die Fürbitte des heiligen Gotthard gelangten wir nach vielen Stunden der Prüfung an das andere Ende des teuersten Loches der Welt. Wie Hunde hechelten wir in der frischen Luft und waren ganz besonders glücklich darüber, dass unser grosszügiges Land die Kosten dieser aufwendigen Alpendurchfahrt nicht den Benützern selbst aufbürdet, sondern den Steuerzahlern. Diese erhalten so Gelegenheit, sich ohne Unterlass in guten Werken zu üben, was ihnen

der Himmel einst gewiss vergelten wird, heisst es doch in der Schrift, dass Geben seliger ist denn Nehmen.



Erst nach einer Weile merkten wir, dass die Zeit des Ungemachs noch nicht zu Ende war. Anstatt der erhofften lauen Lüfte und der wärmenden Sonnenstrahlen empfingen uns im Süden Kälte und Eisregen. Die Strasse war mit Lastwagen so gründlich verstopft, dass nicht einmal ein Velofahrer mehr durchkam.

Als die Menschen, klamm vor Frost, aus ihren engen Blechvehikeln an die Wärme flüchten wollten, mussten sie sich vorkommen wie weiland bei der Volkszählung im Heiligen Land: Da war kein Platz mehr in der Herberge. Und ich muss wohl oder übel der Wahrheit die Ehre geben und getreulich berichten, dass im schönen Tessin über die Osterfeiertage im Jahre des Herrn 1981 mehr geflucht und gelästert als gebetet und frohlockt wurde.



Unseren Schiffskaplan focht das freilich nicht an. Er wirkte auf dem ganzen Wege merkwürdig entrückt. Seine flammanden Augen verschlangen jede Zeile eines Buches, von dem wir alle annahmen, dass es besondere Heilsverkündigungen enthielt.

Stutzig wurden wir erst, als der fromme Mann laut zu psalmodieren anhub:

«Ihr Töchter von Kaschmir, weinet nicht über mich!»

Die Abgase mussten des Kaplans Hirn verwirrt haben. «Jerusalem!» riefen wir ihm zu: «Jerusalem muss es richtig heissen!»

Da sah uns der Diener Gottes mitleidig an und sagte, uns sei wohl Erich von Dänikens neuestes Dokumentarwerk «Reise nach Kiribati» noch nicht bekannt. Darin werde der wissenschaftlich einwandfreie Nachweis erbracht, dass sich das Grab unseres Erlösers Jesus nicht wie bisher irrtümlich angenommen in Jerusalem, sondern in Kaschmir befindet.



Der Kapitän rang nach Atem. Ihm als bibelfestem Mann war es klar, dass sämtliche Psalmen und die ganze ungeheure fromme Literatur umgeschrieben werden müssten, wenn sich die Kaschmir-These des Tempeldieners von Däniken bewahrheiten sollte.

«Gibt es dafür Beweise?» rief er schrill.

«Von Däniken hat das Grab Jesu in Kaschmir photographiert!» verkündete der Kaplan felsenfest.

«Innen?» fragte der Kapitän mit ersterbender Stimme.

«Von aussen natürlich!» sagte der Kaplan, «es war angeschrieben.»

Da fiel der Kapitän in Ohnmacht.